



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bin ein armer Waisenknabe

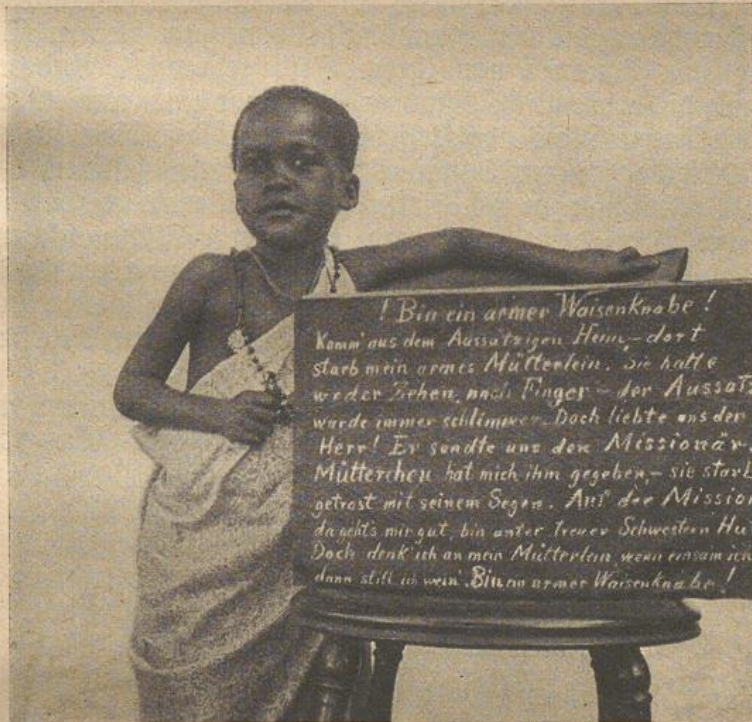
Bin ein armer Waisenknabe

Wer den Artikel „Stimmen aus dem Elendstal“ gelesen hat, wird sich der unglücklichen Mutter erinnern, welche mit ihrem vierjährigen Kinde im Aussäzigenheim ihre Tage so traurig zubrachte. Ihr einziger Trost war der kleine Matezo. Schon zweimal hatte man es versucht, das gesunde Kind von ihr wegzunehmen, aber das Sammergeschrei der jungen Mutter war so groß, daß es zuletzt niemand mehr über das Herz brachte, ihr das Kind zu entreißen. Jeder Besucher im Elendstal bedauerte das schöne, starke Kind mit den großen klugen Augen, das in solcher trübseligen Umgebung aufwachsen mußte, um zuletzt doch sicher von dieser abschreckenden Krankheit selbst ergriffen zu werden.

Seine arme Mutter hatte weder Zehen noch Finger, und doch umklammerte sie ihr Söhnlein, auf daß niemand es ihr nehme. Nun hat der Tod die beiden voneinander gerissen. Als unsere Schwester Siena kurz vor Weihnachten die Aussäzigen besuchte, fand sie die Frau schon sehr schwach, und die Kranke selbst fühlte, daß es mit ihr zu Ende ging. Sie starb gerne — aber die Muttersorge um ihr Kind! Sie hätte es am liebsten mit in die Ewigkeit genommen. Als gute Christin ist sie gestorben und hatte nur eine Bitte an den Pater Missionar: „Nimm Du mein Kind, meinen kleinen Petri; sei ihm Vater und Beschützer und laß ihn nicht in diesem Tränental, bis er vom Aussatz ergriffen wird. Er ist noch gesund, laß ihn holen, wenn ich tot bin, aber laß ihn noch bei mir bis zu meinem letzten Atemzug.“

Der Pater versprach es. Es war die letzten Tage vor Weihnachten. Den armen Aussäzigen wurden noch kleine Gaben beschert, Hemden, Tücher, Reis, Seife, Salz und sonstiges. Katharina erhielt noch eine Bettdecke, ein Hemdchen für den kleinen Petri und etwas Süßkartoffeln, welche sie so gerne aß. Die arme Frau war so ergeben und schlummerte in der Nacht still ein, um im Elendstal nimmer wieder zu erwachen. Der kleine Petri wurde zur Mission gebracht. Er ist vier Jahre alt, dem Verstande nach aber viel älter. Auf der Missionsstation war dem kleinen Jungen alles neu. Er war ja aus dem Totenreich der Aussäzigen nie herausgekommen, hatte kein frohes Singen und Lachen gesehen und gehört und nie so viel reinlich gekleidete Kinder geschaut. Die großen Mädchen hatten ihre helle Freude an seinem verständigen Reden. „Wer bist Du?“, fragten sie ihn. „Wo kommst Du her?“ „Ich bin ein armer Waisenknabe, habe nichts auf der ganzen Welt, und woher ich komme? Vom Aussäzigenheim, wo kein glücklicher Mensch hineingeht, dort haben sie keine Nase, keine Augen, keine Stimme mehr,

und meine Mutter hatte auch keine Finger und keine Zehen; ich habe noch alles; ich allein konnte laufen und springen." Dann fragten sie ihn: „Gefällt es Dir hier?“ „O ja, aber ich bleibe nicht hier bei Euch, ich gehöre dem Pater; ich will zum Missionar und bei ihm bleiben und will auch ein solcher Herr werden, der so gut und lieb mit den Kranken ist, so hat meine Mutter immer gesagt. Nein, ich bleibe nicht bei Euch.“ So sagte er das mit der Bestimmtheit eines Erwachsenen zu uns Schwestern. Er wurde nach und nach auch zutraulich, wollte aber von Zeit zu Zeit immer hinunter zu den Patres; das



Haus der Patres liegt jedoch 40 Meter tiefer, und wir wagten es nicht, den Petri allein hingehen zu lassen, weil wir fürchteten, daß er in das Aussätzigenheim zurückkehre. Das schlaue Kerlchen ahnte jedoch bald, was wir dachten und sagte ganz naiv: „Was meint Ihr? Meint Ihr, ich gehe wieder zu den Toten? O nein! Ich bin im Hause Gottes, das hat Mutter gesagt, und das tue ich nicht. Sie ist jetzt gestorben und zum Mungu gegangen, und ich folge ihr nach.“ So ließen wir ihn denn ziehen, und er kam bald wieder zurück mit einem Stückchen Brot in den Händen und erzählte, daß die Patres und Brüder so lieb und freundlich mit ihm gewesen wären.

Als aber am nächsten Sonntag Schwester Siena mit der neu angekommenen Schwester Gerardine sich anschickte, die

armen Aussägigen im Glendstal zu besuchen, da erwachte doch ein Heimweh nach dem Orte seiner ersten Kindheit und weinend wollte er den Schwestern nachlaufen, um seine unglücklichen Freunde dort wieder zu sehen. „Mutter, Mutter,“ rief er, „ich bin ein armer Waisenknabe. Mutter ist gestorben; sie hatte keine Zehen, keine Finger mehr, ach, ach!“ So klagte der Kleine, als man ihn wieder zurück brachte. Ein rührendes Bild.

Aber auch die armen Unglücklichen im Glendstal haben den Kleinen nicht vergessen. Ich erschrak nicht wenig, als mich gestern unsere Schwester Arnesia vom Schreibtisch wegrief und sagte: „Eine arme Aussägige ist da auf der Veranda im Schwesternhaus, an der Hand hält sie unsern kleinen Petri; sie hat ihm Bananen von ihrem Feld gebracht.“ Und wirklich stand die erbärmliche Sammergestalt vor uns, nur ein Auge noch, die ganze Nase abgefressen, und mühsam hielt sie einen ganzen Bündel frischer Bananen für Petri als Geschenk bereit. Sie war reinlich in weiße Tücher gehüllt. Vertrauensvoll stand der kleine Petri bei ihr; er war ja in ihrer Nähe aufgewachsen. Kindlich dankte er der armen Aussägigen und zog sich dann langsam zurück. Für dieses Kind hatte der gräßliche Anblick der Sammergestalt nichts Schreckendes mehr, sein Mütterchen sah ja gerade so aus.

Ich sah dem klugen Kleinen nach, der lange einsam stehen blieb und der alten Frau gedankenvoll nachschaute. Was mochte das Büblein wohl denken? Vielleicht:

„Wenn ich ein großer Knabe,
Dienen will ich am Altare.
Gehe dann ins Glendsheim,
Will der Kranken Tröster sein!
Bin ein armer Waisenknabe,
Hoff auf Gottes Huld und Gnade!“

Schwester Engelberta.



Laßt euch den Rat eines streng-katholischen Schriftstellers angelegen sein. Er schreibt: „Wenn Gott dir sagte, ‚welche Gaben wünschst du dir?‘, so antworte in deinem und im Interesse deiner Nebenmenschen: ‚Herr, schenke mir Seelengröße.‘“

Es ist die Seelengröße, die euch kleine Verstöße übersehen und große Kränkungen verzeihen läßt — es ist Seelengröße, die edle Worte auf die Lippen legt und jede gute Handlung leichter macht — es ist vor allem Seelengröße, welche hilft, die Fehler anderer nicht zu beachten — sie womöglich nicht zu bemerken.